



Licht aus dem Osten - Light from the East

Authors: Stephan Seiler
Submitted: 4. February 2018
Published: 15. February 2018
Volume: 5
Issue: 2
Affiliation: JOSHA
Languages: German
Keywords: History, Authors, Literature
DOI: 10.17160/josha.5.2.384

JOSHA

josha.org

**Journal of Science,
Humanities and Arts**

JOSHA is a service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content

Abstract

***Ende August 1828 durch ein Schlossfenster in Thüringen:
Licht aus dem Osten***

Versäumte Begegnungen wurden schon oft geschildert. Königin Elisabeth von England hat ihre gefangengehaltene Rivalin 1587 nicht im Garten vom Schloss Fotheringhay aufgesucht. Ebenso wenig empfing der kaiserliche Feldherr Albrecht von Wallenstein 1634 im Feldlager von Pilsen einen schwedischen Unterhändler – Aber es hätte geschehen können.

Die Folge der acht geschilderten Begegnungen haben in Mußestunden Gestalt angenommen, die ein Freiburger Historiker im Ruhestand sich ausgiebiger als früher gönnt. Auch wenn er sich diesmal die Maske eines fabulierenden Erzählers aufsetzt, geht es nicht um Belletristik, sondern um Geschichte, die sich wirklich ereignet hat. Nur muss man sie diesmal aus Szenen und Wortwechseln herauslesen, zu denen es leider nicht gekommen ist.

Die 2012 im Rombach Verlag erschienenen acht „versäumten Begegnungen“ des Freiburger Historikers Prof. Dr. em. Gottfried Schramm erscheinen als Serie im Journal of Science, Humanities and Arts. In der dritten Folge wird Johan Wolfgang Goethe durch einen Besuch aus dem Osten zu einem späten Meisterwerk inspiriert.

Prof. Dr. Gottfried Schramm verstarb am 26. Oktober 2017 in Freiburg im Breisgau.

Herausgegeben von Stephan Seiler

Ende August 1828 durch ein Schlossfenster in Thüringen:

Licht aus dem Osten

Um einen tiefen Schmerz abklingen zu lassen, zog sich Goethe auf die Dornburger Schlösser oberhalb der Saale bei Jena zurück. Am 14. Juni 1828 hatte er einen gütigen Fürsten und lebenslangen Freund verloren: Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar war ihm – obwohl acht Jahre jünger als der Dichter – in den Tod voran gegangen. So tief Goethe erschüttert wurde: Mit seinen 79 Jahren besaß er noch immer die Kraft, Vorsorge für die Aufbahrung in der Hofkirche und für einen gebührenden Ablauf der Trauerzeremonien zu treffen. Aber den teuren Toten in Generalsuniform auf dem Paradebett liegen zu sehen überforderte ihn. Wie schon vor etwa 20 Jahren, als Schiller gestorben war, fühlte er sich auch dieses Mal nicht fähig, an der Beisetzung eines nahen Freundes teilzunehmen. Der Rolle, die jetzt noch von ihm erwartet wurde, entzog er sich durch die Flucht an einen Ort, wo er in einer vertrauten Umgebung von Schloss, Park und lieblicher Aussicht in die Landschaft sanft aufatmen konnte. Länger als sonst sollte er dort verweilen, bis er wieder Ruhe gefunden hatte.

Die spätsommerliche Stimmung, in die er abtauchte, beschrieb er seinem Musikerfreund Carl Friedrich Zelter so:

Die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster dehnt sich ein wohlgediehener Weinberg. Zu den anderen Seiten sind die Rosenlaubien bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven und was nicht anders blüht, blühend und bunt.

Dem getreuen Eckermann, der ihn in seiner Abgeschiedenheit besuchen durfte, schilderte Goethe, wie ihn der langsame Wechsel der Tageszeiten tröste:

Ich verleve hier so gute Tage wie Nächte, oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden Planeten und an dem Glanz der Morgenröte zu ergötzen.

Warum kamen ihm dabei einmal die Worte *Ex oriente lux* auf die Lippen? Ach ja, das war's: Er erwartete Besuch aus einem fernen östlichen Lande, der sich im nahen Jena einquartiert hatte. Dem Gast hatte er ausrichten lassen, dass er sich freue, hier oben wieder in ein liebes Gesicht blicken zu dürfen. Den Brief, den er gestern empfangen hatte, lautete so:

Verehrter, lieber Freund,

darf ich von der Freiheit Gebrauch machen, die Sie mir einräumten, als wir uns 1823 im Marienbad anlässlich des wunderbaren Klavierspiels meiner Landsmännin Szymanowska begegnet sind? Sie schlugen vor, wir sollten uns die steifen Anreden Excellence und Altesse ersparen, um ungezwungener zueinander zu finden. Uns beiden, meinten Sie, sei aufgeben, eine Brücke zwischen zwei Kulturen zu schlagen, wobei Sie für die deutsche Seite und ich für die polnische Seite stehen würde. Ich fühlte mich damals unter dem lebhaften Eindruck eines aufgehenden Sterns meiner litauischen Heimat, wobei man die Litauer von Adel getrost zu den Polen rechnen darf. Denn auf gesellschaftlicher Ebene, in Sprache, Religion und Sitte sind wir mit ihnen im Grunde eins. Das Talent, das mich damals aufhorchen ließ, heißt Adam Mickiewicz. Sein Licht glänzt heute noch viel heller als damals. Da drängt es sich, gerade Sie daran teilhaben zu lassen, der Sie für alles Lebendige – wo immer es sprießt – stets aufgeschlossen sind.

Es bedurfte einer kleinen Weile, bis er eine fünf Jahre zurückliegende Bekanntschaft unter einer anderen, schmerzlichen Erinnerung an seinen letzten Aufenthalt in Marienbad hervorgezogen hatte. Dann aber stand die majestätische Erscheinung aus einem fernen östlichen Landstrich wieder hell und angenehm vor seinem inneren Auge. Schon kratzte seine Feder eine Einladung aufs Briefpapier, die der Überbringer ihres Schreibens ihr aushändigen sollte. Goethes herzlicher Einladung wurde gerne und schon am nächsten Morgen Folge geleistet. Als er die Freundin durch den Park von Dornburg mit seinen gepflegten Rabatten geleitete, bestrickte ihn erneut die Vornehmheit und Eleganz ihrer Erscheinung mit dem geschmackvoll aufgesteckten blonden Haarschmuck, dem ein erster Anflug von Grauschimmer einen weiteren Reiz hinzu fügte. Sie gebot, wie er schon damals in Marienbad erfahren hatte, über ein Reich, das größer war als die kleineren Fürstentümer in Thüringen. Als sie an einem Tischchen mit weiter Aussicht Platz genommen hatten, knüpfte das Gespräch wieder an Marienbad an: »Damals habe ich auf den jungen Adam Mickiewicz hingewiesen, der schon mit seiner ersten Gedichtsammlung unser Volk hellhörig gemacht hat. Im litauischen Wilna hat ihn ein deutscher Professor in Ihr Werk eingeführt, das ihm seither als Vorbild dient.«

»War ich nicht 1823«, meinte Goethe, »längst aus der Mode gekommen, als Ihr östlicher Stern aufging? Hatte mich nicht Byron von meinem Sockel als Vorbild verdrängt?« Die Fürstin wog hin und her: »Mir scheint Ihre Wirkung auf Mickiewicz doch noch größer als alles, was er von dem leidenschaftlichen Engländer übernommen hat. Gewiss nicht zufällig schließt die Hauptfigur in seiner *Ahnenfeier*, dem bisher Bedeutendsten aus seiner Feder, an den Werther an. Auch Gustav legt aus Liebeskummer Hand an sich selbst.«

Goethe wollte wissen, worum es in dieser Dichtung gehe. Er erfuhr, dass ihr hier ein uralter östlicher Volksbrauch zugrunde liege, bei der die Geister der Toten wieder heraufbeschworen werden. Als sie ihm aus dem Büchlein, das sie ihrer Handtasche entnommen hatte, einige Proben vorübersetzte, freute Goethe sich über die Stelle, wo dem Helden eine kleine Spinne, die nur ein schwacher Faden am Blatt festhält, zum Gleichnis für seine eigene Existenz wird. Das schien ihm zart gedichtet und zugleich die Fähigkeit zu verraten, die Natur auch als Abbild des Menschlichen zu begreifen. Aber das Wenige, das sie als Probe auswählte, reichte nicht, einen verwandten Geist wahrzunehmen, mit dem er sich auf der gleichen Ebene fühlen konnte. So musste er sich hier auf das wohlabgewogene Urteil seiner kundigen Gesprächspartnerin verlassen, die dem jungen Polen nachrühmte, er habe die Kultur seines Volkes aus einem steifen, den Westen nachahmenden Klassizismus befreit. Eben das sei gleichzeitig dem Russen Alexander Puschkin für sein Volk gelungen. Beider Lebenswege hätten sich in Moskau gekreuzt, nachdem der Pole als politisch verdächtiges Subjekt in das Innere des russischen Imperiums abgeschoben worden war, während Puschkins Aufmüpfigkeit ihm bereits mehrere Verbannungen eingetragen hatte. Sie zwei haben mich beauftragt, Sie um eine Freundlichkeit zu bitten, von der sie sich viel versprechen.

Als Goethe sie erstaunt ansah, erläuterte sie: »Mit einem kostbaren Geschenk für jeden von ihnen möge ich, so ließen sie mich wissen, wiederkommen. Jeder von ihnen wünscht sich einen Federkiel, den Sie, ihr bewunderter Meister, angeschrieben haben: begleitet von ein paar Verszeilen als Widmung.« Goethe fühlte sich geschmeichelt. Wenn er gerade jetzt sein Licht im Osten aufgehen sah, wo es ihm in Deutschland zu verblassen schien, dann bestätigte dies den Eindruck, den vor wenigen Monaten eine Zusendung aus Russland auf ihn gemacht hatte. Sie hatte ihm verraten, dass dort der Helena-Akt des zweiten *Faust*-Teils mit Ergriffenheit aufgenommen worden war. In einem Brief hatte er sich für die *so zarten als tiefen Gefühle* bedankt, die *im entfernten Osten* für ihn aufblühten. »Wie kann ich«, fragte er jetzt, »Genaueres über einen hoffnungsvollen jungen Russen erfahren, auf den mich, wie ich mich erinnere, schon einmal ein durchreisender Literat aus Petersburg aufmerksam gemacht hat?«

Die Fürstin wusste Rat: »Der Zufall will es, dass wie ich im *Schwarzen Bären* in Jena ein Ehepaar aus Russland abgestiegen ist. Beide sind Livländer von Adel und damit baltische Deutsche, aber mittlerweile tief vertraut mit der Kultur des Zarenreiches, das der Mann mitverwaltet. Die beiden brauchen nicht, wie ich, den Umweg über das Französische gehen, um Ihnen ein weiteres Licht aus dem Osten nahe zu bringen. »Wann«, fragte Goethe, »könnten die beiden heraufkommen?« Die Antwort: »Wenn es Ihnen Recht wäre, würde die Baronin gewiss gerne schon morgen früh kommen, während ihr Gatte frühestens gegen Mittag von Geschäften in Weimar zurück sein wird.«

Goethe war es, so viel es ihm an der Ruhe auf dem Dornberg lag, sehr recht, dass das Gespräch über zwei slawische Kulturen nicht zu lange unterbrochen wurde, und sprach eine Einladung für den kommenden Tag aus. Ob sie, die Fürstin, mitkommen würde? Gewiss habe sie Lust dazu. Aber es stehe noch ein letzter Besuch in Weimar aus. Sie würde die Botschaft an Mieckiewicz in Moskau ausrichten, während die beiden Deutschen das Geschenk für Puschkin nach Sankt Petersburg mitnehmen könnten. So wurde es verabredet.

Den Abend verbrachte Goethe, nun wieder allein, in zwiespältiger Stimmung. Die Freundin aus Litauen hatte ihn, nun schon zum zweiten Mal, in eine benachbarte Kultur blicken lassen, die lange jenseits seines Horizontes geblieben war. Dort war eine Generation herangewachsen, die weniger als bisher von Frankreich, mehr dagegen von Deutschland lernte. Ihr bedeutete Goethe – den das natürlich freute – viel. Und wenn das Thema der *Ahnenfeier*, eine düstere Totenbeschwörung, ihn zunächst befremdet hatte, so spürte er mittlerweile die Nähe zu dem, was ihn im Alter bewegte. Erinnernte nicht die Totenbeschwörung an die wiederauferstehende Helena? Aber nicht recht wohl wurde ihm bei der Nachricht, der gleiche Dichter habe gerade ein Epos fertiggestellt, in dem ein polnischer Patriot, eine Erfindung des Dichters, in den Deutschen Ritterorden eintritt: mit der Absicht, darin aufzusteigen, um den sein Vaterland bedrohenden Orden eines Tages in eine bittere Niederlage zu stürzen. Die Fürstin hatte ihm angedeutet, mit den Preußen, die der Orden beherrschte, habe der Dichter in Wirklichkeit, nur klug bemäntelt, das Zarenreich gemeint, dessen Fremdherrschaft für die Polen zum politischen Kernproblem geworden war. Das alles befremdete Goethe, der historische Stoffe nach seinem Egmont nicht wieder angegriffen hatte. Ja, jeden nationalen Überschwang hatte ihm das Jahr 1813 gründlich vergällt. (Dass später der polnische Dichter mit seinem herrlichen Versepos über den *Herrn Thaddäus* in die Spur von *Hermann und Dorothea* einschwenken würde, ohne sein vaterländisches Anliegen preiszugeben, sollte der deutsche Meister leider nicht mehr erleben.) Die Polen, soviel sah Goethe voraus, würden im Chor der europäischen Stimmen mit einem ganz eigenen Klang mitsingen. Aber sie mussten erst noch den Ton finden, der auch den Deutschen unter die Haut ging.

Die Stimmung der *Ahnenfeier* mit dem bleichen Mond, mit wogenden Nebelflocken und schließlich dem im Osten aufglühenden Morgen schwang in Goethe noch nach, als der Dichter sich endlich schlafen legte. Schon lange war er wieder wach, als die erwartete Kutsche den Berg hinaufratterte. Ihr entstieg, freundlich begrüßt, die livländische Baronin, eine lebhaft und anmutige Frau in den Dreißigern. Ihr lockiges, braunes Haar lugte unter einem weit ausschwingenden Hut hervor, der unten von einem lustig flatternden Seidenband zusammengehalten wurde. Welch andere Erscheinung als die rund 20 Jahre ältere, herrscherlich wirkende Fürstin aus Litauen, mit der Goethe gestern so angelegentlich geplaudert hatte! Wieder begann es mit einem Spaziergang durch den

Park, auf dem der Dichter seine Muttersprache mit jenem Zungenschlag artikulieren hörte, der ihm aus dem Munde des unglücklichen Reinhold Lenz nur zu bekannt war. Der war zunächst im Elsass in die Fußstapfen Goethes getreten und hatte sich später in Weimar, schwankend zwischen Sympathie und Hass, ein zweites Mal in seinen Bannkreis begeben. Schade, dass er sich dort so unmöglich machte, dass man ihn ausweisen musste. Es zog ihn wieder nach Osten, wo er mittlerweile ein trauriges Ende gefunden hatte.

Die Baronin war auf dem väterlichen Gut bei Riga aufgewachsen. Dann hatte ein entfernter Verwandter, der im russischen Staatsdienst stand, um sie angehalten. Schon ein gestandener Mann, war er des Junggesellenlebens überdrüssig und mochte keine Russin heiraten, um nicht der Vater von Kindern zu werden, die orthodox getauft werden mussten. Diesem um zehn Jahre älteren Mann war sie in das Innere Russlands gefolgt, wo er an die Spitze eines Gouvernements gestellt wurde. Dort erwartete sie eine ganz neue, zunächst befremdende Welt. Ein Gut wurde gekauft, damit beide sich tiefer in die Gegend und den Menschenschlag einleben konnten, die er nunmehr verwaltete. Hier fühlten sie beide sich umgeben von einer gleichförmigen Landschaft, bis zum Horizont ohne jeden Hügel. Hier gab es außer der nicht gerade ansehnlichen Gouvernementshauptstadt fast nur Dörfer und keine schmucken kleinen Städte wie daheim in Livland. Russland, malte sie sich eifrig übertreibend aus, besteht eben aus zwei mächtigen Hauptstädten, ist nur bestückt mit einer Unzahl von schäbigen Dörfchen und eingestreuten Gutshäusern. Wie sollte sie hier Wurzeln schlagen? Sie hielt sich zunächst an das Gesinde, dessen Lebensart ihr gefiel und dem sie die fremde Sprache ablauschte. Als dann Kinder kamen, wurde deren Amme – auf Russisch mit zärtlichem Klange als *Njanja* betitelt – zu ihrer engsten Vertrauten.

Über ihrem neuen Lebenskreis ging damals der Stern Alexander Puschkins auf. Der schloss ihr wie mit einem Zauberstab die innige Schönheit einer Welt auf, über die sie zunächst hinweggesehen hatte. Dieser einzigartige Dichter sitze, wie sie Goethe wissen ließ, an einem Versroman, der in Schüben seit 1823 erscheine. Dessen Lieferungen würden in Russlands gebildeter Leserschaft mit Leidenschaft verschlungen und hitzig diskutiert. »Mich packte«, so bekannte die Baronin, » im zweiten Buch dieses Werkes, mit welchen Worten der Dichter seine Heldin Tatjana einführt. Erwartet hätte man, wie tausendmal gelesen, eine jugendliche, anmutige Schönheit, die alle bezaubert. Tatjana aber – darf ich die Stelle aufschlagen? – ist stattdessen anders: wild, traurig und schweigsam und wie eine Hindin scheu. Ihrer Familie kommt sie wie ein fremdes Kind vor: nicht zärtlich mit ihren Eltern und ohne Sinn fürs Springen und Spielen. Erst recht findet man sie nie über Stick- und Näharbeit gebeugt. Keine Puppen bringt sie zu Bett, an denen doch ein wohlerzogenes Kind auf heitere Weise lernt, Herrschaft auszuüben.« Dann verfiel die Baronin in einen Ton, der ihre Heldin Tatjana nachahmte: »*Und oft saß sie den ganzen Tag über schweigend am Fenster.*«

Goethe war bis in die Fingerspitzen fasziniert: »Das ist ein neuer Ton. Er durchbricht die altbekannten Muster. Erzählen Sie mir mehr von Tatjana!«

Die Baronin: »Nicht in allem ist sie anders als die andern. Sie hat sich, wie in Russlands gehobener Gesellschaft üblich, durch französische Romane auf die Liebe vorbereitet. Als es soweit ist, kann sie ihre Gefühle schriftlich nur auf Französisch formulieren.« Goethe: »Eine solche Vorbereitung gibt es auch bei uns. Man nimmt in literarischen Mustern vornweg, was man dann später zu erleben hofft. Wie reimt das jetzt mit ihrem Alltag, wo sie doch schon nicht zärtlich mit ihrer Familie ist und wo sie doch vor allem mit einfachen Leuten, mit dem Gesinde zu tun hat?«

Die Baronin schlug jetzt eine andere Seite des Büchleins auf, das sie mitgebracht hatte. »Die beiden so unterschiedlichen Lebenswelten zweier Menschen, des Gutsfräuleins und einer einfachen Frau aus dem Volke, werden in einer unvergesslichen Szene einander gegenübergestellt. Tatjana hat sich in einen jungen Mann namens Eugen verliebt, der erst vor kurzem aus Petersburg zugezogen ist und bei seinen Nachbarn, den Larins, zum regelmäßigen Gast wird. Tatjana unterhält sich abends mit ihrer Njanja Filippowna, von der sie wissen will, ob ihr in ihren frühen Tagen auch das Erlebnis der Liebe widerfahren sei. Die erschreckte Antwort lautete: Um Himmelswillen nein! Mit 13 sei sie verheiratet worden. Hätte sie daheim etwas von Liebe verlauten lassen, dann wäre sie von ihrer Schwiegermutter davongejagt worden. Gern möchte sie ihrem Liebbling Tatjana ein Gefühl austreiben, das sie nur als Verirrung bedauern kann, und bekreuzigt ihr Ziehkind.

Als ich beim Lesen der erschreckten Alten lauschte, glaubte ich, unsere eigene Njanja in ihrem herzhaften, kernigen Volkston reden zu hören. Darüber vergaß ich, dass der Dichter auch diese Gestalt in das enge Korsett eines komplizierten, von ihm erfundenen Reimschemas gezwängt hat, das, so hätte man vermutet, einem natürlichen Menschen den Atmen hätte abdrücken müssen. Das Gegenteil ist der Fall. Wer hätte vorher einfache russische Leute so lebensnah, so echt auftreten lassen?

Darf ich weiter erzählen? Tatjana erbittet sich – anschließend an den Disput, der in Tränen endet – Tisch und Feder.« Und nun, einige Seiten weiterblättern: »Im Schein des Mondlichts schreibt sie einen Brief, in dem sie dem Gast, den sie anfangs mit Sie und später mit Du anredet, ganz unumwunden und ohne Vorbehalt ihre Liebe bekennt. Kein Zweifel, dass dieser Text, der meisterhaft eine Tonleiter von ganz verschiedenen Stimmungslagen durchläuft, ein Glanzstück ist, das allem, was noch in russischer Sprache erscheinen wird, wie ein Stern voranleuchten wird. Dass der Dichter ihn angeblich erst aus dem Französischen übersetzen musste, ist natürlich blanke Ironie. Denn echter russisch lässt sich gar kein Brief verfassen. An diesen Versen scheiden sich

mittlerweile die Geister. Die einen lesen aus ihm eine würdelose Preisgabe an einen Besucher heraus, den die Schreiberin kaum kennt. Die anderen bewundern einen überwältigenden Durchbruch von Gefühl in einer Sprechweise, die alle Muster hinter sich lässt. Rührend ist der Schluss, dass sie ganz allein in der Welt stehe, sich ihm, Eugen, ganz und gar ergebe, aber wohlgemerkt: im Vertrauen auf sein Ehrgefühl. Sie, Exzellenz, werden ahnen, auf welcher Seite ich stehe.«

Soweit war sie gekommen, als eine neue Kutsche eintraf. Ihr entstieg der Baron, der in Weimar die ihm von der Zarin aufgetragenen Geschäfte früher als vorausgesehen erledigt hatte. So konnte ein verspätetes gemeinsames Mittagessen aufgetragen werden. Nach dem Café ging das Gespräch – nunmehr zu dritt – weiter. Der Baron: »Ich habe Puschkins Dichtung nicht so begeistert aufgenommen wie meine Frau. Nein, ich kann mit ihrem Lobe nicht mithalten. Hätte Tatjana nicht durchschauen müssen, welchem oberflächlichen *Dandy* sie verfiel?«

Ja, der Baron gebrauchte diesen Modeausdruck aus dem Englischen, mit dem Puschkin selber seinen Helden beschrieben hatte: einen im fade Gesellschaftlichen aufgehenden Jüngling, der an Bildung gerade genug aufgeschnappt hat, um in seichten Konversationen zu glänzen. Der Baron, eben noch ein gesetzter Herr, begann sich zu ereifern. Dieser Eugen stamme aus adligem Stamme und erbe ein ansehnliches Gut. »Aber das hat er, bevor sein Onkel stirbt und er sein Erbe antreten kann, noch nicht einmal in Augenschein genommen. Ja, allen drei Beschäftigungen hat er sich entzogen, in denen ein russischer Edelmann sich auszeichnen kann. Denn er ist weder Offizier noch Beamter, aber auch kein Landjunker, der sich mit der Bewirtschaftung seines Gutes vertraut gemacht hat. In Petersburg schleppt er sich durch immer schalere Liebesabenteuer. Endlich aufs Land umgezogen, wo er, als Erbe eines Gutes, hingehört, erlebt er eine echte Feindschaft mit einem viel Jüngeren, der vom Studium in Göttingen den Geist schwärmerischer Romantik mitgebracht hat und, nun in der Nachbarschaft ansässig, Tatjanas Schwester anhimmelt. Unbegründet argwöhnt er plötzlich, sein neuer Freund wolle ihm diese abspenstig machen und fordert diesem zum Duell. Das Ansinnen eines noch ganz Unreifen hätte der ältere, erfahrenere Eugen gewiss leicht beschwichtigen können. Stattdessen nimmt dieser an und streckt den Herausforderer mit dem ersten Pistolenschuss tödlich nieder. Das mutet wie ein Zerrbild unserer russischen Gesellschaft an.«

»Und was soll ich«, fuhr der Baron fort, »von einem Mädchen halten, das, bevor dieses Unglück passiert, Hals über Kopf auf einen Tunichtgut hereinfällt, ohne ihn erst einmal in genaueren Augenschein zu nehmen? Das Beste daran ist, dass sich Puschkin hier zum Teil selbst karikiert, allerdings mit Ausnahme von einer flüchtig angelesenen Bildung, die nur dazu dienen soll, im Salon Eindruck zu machen. Denn Russlands größtem Dichter kann man nicht gut nachsagen, er sei nur

oberflächlich gebildet. Puschkin und sein Eugen Onegin – die sind nur die eine Seite Russlands auf der Schwelle eines modernen Zeitalters, bei der einem, wenn man an der Verantwortung für das Zarenreich mitträgt, angst und bange werden kann.«

Die Baronin machte zögernde Anstalten, Eugen in Schutz zu nehmen. »Dass er nicht auf den Brief antwortet, ist doch ein Anzeichen, dass er gerade nicht auf ein neues, leichtfertiges Abenteuer aus ist, sondern Tatjana, die ihn am Schluss ihres Briefes bei seinem Ehrgefühl gepackt hatte, auf keinen Fall verletzen will.« Das wollte der Baron nicht gelten lassen. »Warum schrieb er ihr, statt sie im Ungewissen zu lassen, nicht sogleich eine Ablehnung, die gar nicht lang hätte sein müssen? Warum stattdessen bei einer bloß zufälligen Begegnung im Park eine endlose, hölzerne Anstandspredigt?« Wieder nahm die Baronin den Angegriffenen in Schutz: »Weil seine Läuterung offenbar erst angefangen hat und ein ihr angemessene Ton noch nicht gefunden ist.«

Jetzt schaltete sich wieder Goethe ein, der gerne wissen wollte, wie der Versroman, von dem erst ein Torso bekannt war, wohl weitergehen würde. Der Baron konnte Auskunft geben: »Darf ich aus dem Nähkästchen plaudern? Kollegen vom Innenministerium und eine speziell für die innere Sicherheit eingesetzte Kanzlei des Kaisers beobachten den Schriftsteller, der ja schon zweimal eine Verbannung innerhalb Russlands hatte verbüßen müssen, genau und unablässig. Er ist zweifellos begabt. Die zweite Verbannung rettete ihn übrigens davor, dass er in die unglückselige Rebellion vom Dezember 1825 hineingezogen wurde, in die manche seiner Freunde verstrickt waren. Der Leichtfuß, der das Geld nicht zusammenhalten kann, trägt keine Scheu, sich vom Zaren unterhalten zu lassen. Aber die Majestät und wir, ihre Beamten, verlassen uns nicht darauf, dass der zügellose Freigeist bei der Stange bleiben wird. Gerne verbringt er seine Abende bei der Flasche, beim Glücksspiel oder beiden. Das löst ihm die Zunge und macht es meinen Kollegen leicht, sich darüber zu informieren, was er vorhat. Sein Roman soll etwa so weitergehen: In Moskau, wohin es Tatjana an der Seite eines viel älteren, ungeliebten Mannes verschlägt, begegnet ihr der entgangene, nie besessene Geliebte von einst. Nun endlich entwickelt er echte Gefühle, die er in einem Briefe zum Ausdruck bringt. Jetzt reut ihn, dass er seinerzeit eine schale Freiheit zu bewahren suchte. Aber Tatjana, die einmal um ihn geworben hatte, weist ihn jetzt aus Stolz und ehelicher Treue zurück.«

Die Baronin hatte die Empfindung, sie solle die beiden Herren allein lassen, weil es ihrem Mann von der Literatur, wo sie sich ein Urteil zutraute, zu anderen, ihr fremderen Themen drängte, die er, der hohe Beamte, gern mit dem großen, politisch erfahrenen Gastgeber besprochen hätte. Deshalb ließ sie sich an den Gärtner verweisen, der ihr die wohl gepflegten bunten Beete um das Schloss erläutern konnte. Der Baron, jetzt allein mit Goethe am Tischchen im Park, ließ diesen wissen, zu welcher Sicht der Dinge ihn sein in der Hauptstadt versehener Dienst mittlerweile erzogen hatte.

»Menschen wie Puschkin fühlen sich in keine feste Ordnung eingebunden und wollen Russland mit Siebenmeilenstiefeln in eine erträumte Zukunft befördern, für die es noch gar nicht reif ist. Solche Leute waren es, die an der Spitze von ein paar ihnen gefügig parierenden Gardetruppen im Winter 1825 den ganzen Staat umkrepeln wollten. Sie spüren, dass der Kern der Rückständigkeit die Leibeigenschaft der Bauern ist. Sie haben aber kein Rezept parat, wie sich dem abhelfen ließe. Wir können nun einmal die Reformen, wie sie etwa im Königreich Westfalen und in Preußen eingeleitet worden sind, nicht einfach übertragen. Das Zarenreich geht durch Erschütterungen, von denen man nicht weiß, ob es sie aushalten wird.«

»So etwas«, beruhigte Goethe, »weiß man nie vorher. Und die ruhigen Zustände, die mittlerweile wieder in Deutschland herrschen, fordern auch ihren Preis. Wie auch immer es weitergehen wird: Russland unter Peter dem Großen und der tüchtigen Kaiserin Katharina hat gezeigt, zu welchen Fortschritten es fähig ist. Wie würden Sie denn das Übel der Leibeigenschaft anpacken?«, wollte Goethe wissen.

Der Baron: »Es war ein Glück, dass ich vor einem hohen Amt in der Hauptstadt erst einmal eine Provinz im Innern des weiten Russlands anvertraut bekam. Da ist mir aufgegangen, dass die gebildete Schicht zunächst lernen muss, wen sie dort eigentlich gegenüber hat und wie die Probleme vor Ort aussehen. Dabei können uns auch die Dichter helfen. Denn sie entstammen ja vor allem der adligen Grundbesitzerschicht und manche von ihnen haben ihr Land in weiter Entfernung von den Hauptstädten kennen gelernt: in einem Hinterwald von uriger Eigenart, wie es ihn im durchkultivierten Deutschland kaum noch gibt. Sie spüren, dass man die Bauern, so ungeschlacht sie auf den ersten Blick auch sein mögen, zuerst einmal schätzen und lieben muss, ehe man ihnen, aber auch dem Adel helfen kann, der sich auf eine Zeit nach der Leibeigenschaft einrichten und vorbereiten muss.« Mittlerweile war die Baronin zurückgekehrt und erinnerte den Dichter höflich an das gestern der Fürstin gegebene Versprechen. »Gehen wir.«, sagte Goethe, »Auf meinem Schreibtisch liegen zwei Federn.« Mit jeder von ihnen brachte er, für jeden Adressaten auf einem eigenen Bogen, einen Vierzeiler zu Papier. Der eine, den die Fürstin versprochen hatte, nach Moskau zu expedieren, war für *Monsieur Alexandre Mickiewicz à Moscou* bestimmt und lautete:

Dem Dichter weih ich mich, der dich erprobt

Und unsre Freundin heiter-gründlich lobt.

Die Baronin lächelte beim Lesen, weil sie zu Recht herauslas, dass sich Goethe über die polnische Literatur noch kein eigenes Urteil zutraute, sondern sich ganz auf den Geschmack und das Urteil einer kundigen Freundin verließ, die ihn mit dem polnischen Dichter bekannt gemacht hatte.

Das zweite Kouvert steckte der Baron ein, um es *Monsieur Alexandre Pouchkine à Saint Pétersbourg* auszuhändigen. Die beiden Verszeilen, die der darin enthaltenen Feder beigegeben waren, klangen viel unmittelbarer:

*Der Alte, der als erster dich geführt,
Weiht dich dem jungen Meister, tief gerührt.*

Nachdem der Besuch abgefahren war, ging Goethe früh zu Bett und ließ sich durch das allmählich einbrechende Morgenlicht wecken. »Wiederum Licht aus dem Osten«, murmelte er, hell von der aufgehenden Sonne bestrahlt, vor sich hin. Dann schrieb er, von ihrem Schein beflügelt, in einem Zug das vielleicht letzte Gedicht nieder, das den Greis noch einmal in seinem alten Glanze aufleuchten ließ:

*Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen,*

*Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet,*

*Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.*